Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 62 (1957-1958)
Heft: 3

Artikel: Ein neuer Name : Maria Giacobbe
Autor: Baragiola, Elsa Nerina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-316695

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ansteckend wirkt und wirbt das Buch für alles Gute nicht zuletzt durch seinen frischen, ja künstlerischen Zug und Schwung, wie wir ihn schon kennengelernt haben in «Nun danket alle Gott» (Paul Haupt, Bern 1953), in dem Otto Lauterburg als Musikkenner und Musikant das evangelische Kirchenlied erschließt. Schlichte, gepflegte Sprache nach dem großen Beispiel Albert Schweitzers, klare Ordnung der Kapitel und Gedanken bei aller Fülle und Kurzweil des Stoffes, prächtige, geschlossene Spruchsammlungen am Schlusse jedes Kapitels: das sind, just bei einem Buch sittlich-religiösen Inhalts, jene Vorzüge, die es empfehlen als Ratgeber für Seminaristen und Erzieher, vor allem als «Wandsbecker Boten» in jedes Haus, das ein Heim sein will.

Gertrud Hofer-Werner

[1] Vgl. Otto Lauterburg: «Feierstunden auf dem Lande, Erfahrungen mit Volksbildungsarbeit.» Herausgegeben vom Bund von Heimatfreunden der Gemeinde Saanen. Verlag Paul Haupt, Bern-Leipzig 1932.

Ein neuer Name: Maria Giacobbe

Unter den Viareggio-Literaturpreisen fiel heuer der einer Opera prima zugedachte auf das Erstlingswerk einer Sardin, auf Maria Giacobbes «Diario di una maestrina», «Tagebuch einer jungen Lehrerin» (Verlag Laterza, Bari). Ein ganz schlichtes, aber ungewöhnliches Erstlingswerk, welchem Umberto Zanotti-Bianco, der Pionier für die soziale Hebung Süditaliens, eine warm empfundene Einführung vorausschickt.

Aus übervollem Herzen ist dies Tagebuch geschrieben, doch ohne Überschwang. Ein Stück sardischer Wirklichkeit will es unverfälscht, doch ohne laute Akzente, darstellen, zur Aufklärung der italienischen Schwestern und Brüder auf dem «continente», auf der Halbinsel, derer im besondern, die es vermöchten, sich dieser abseitigen, allzu ignorierten Wirklichkeit anzunehmen. Um die Wirklichkeit einer in Würde durchlittenen Armut, Unwissenheit, Abgeschlossenheit geht es da, welche die junge Lehrerin erschüttert und beschämt.

In Nuoro, dem Heimatort der Nobelpreisträgerin Grazia Deledda, ist Maria Giacobbe geboren und aufgewachsen. Die «gute Familie», der sie entstammt, besaß nur geringe Mittel, so daß der Vater sich gezwungen sah, auszuwandern. In ihrem Umkreis spürte sie Haß, aber auch Ohnmacht gegenüber den sich mehrenden faschistischen Verboten und Schikanen. Früh schon drang das Wort «Freiheit» an ihr Ohr als Inbegriff alles Herrlichen, Erlösenden. Um so ungeduldiger lehnte sie sich auf gegen die im Obergymnasium übliche Auswendiglernerei. Eine längere Erkrankung enthob sie der Schule. Kaum genesen, beschloß sie, ungeachtet des Widerstandes ihrer traditionsgebundenen Angehörigen, sich dem Unterricht zuzuwenden, und erwarb das Lehrerinnenpatent. Arbeit an Hilfebedürftigen und Unabhängigkeit ersehnte sie und wurde «als ein Original belächelt».

Endlich erhielt sie eine kurze Stellvertretung auf dem Lande in einer Spezialklasse verschiedenaltriger, mit ansteckenden Augen- und Hautübeln behafteter Kinder. Wasserleitung und Kanalisation fehlten in ihrem Dorf wie in manch anderem. Das Schulzimmer befand sich im Erdgeschoß eines baufälligen Gehäuses: ein einziges, winziges, mit einem Gitter versehenes Fenster, hartgestampfter Lehmboden. Eng aneinander, auf langen, wackligen Brettern hockten die Schüler. Trotz der Verunstaltung durch Augenleiden und Krätze schienen sie ihr schön und ausdrucksvoll. Auch geistig lebendig und zugleich diszipliniert waren sie, sehr anhänglich dem erkrankten Lehrer und deshalb ihr gegenüber gleichgültig, ja höflich ablehnend. Erst als die Lehrerin eines Tages eine schwarze Natter, die zu aller Ergötzen durch die Fensteröffnung auf den Schulzimmerboden hinuntergeschlichen war, fest anfaßte und deren außergewöhnliche Größe und

schillernde Haut rühmte, errang sie sich die Bewunderung und Zuneigung der erstaunten Schülerschar. Von ihrem Erfolg konnte sie jedoch kaum mehr Nutzen ziehen, da die zwei Wochen der Stellvertretung zu Ende gingen. Es folgten andere mehr oder weniger kurzfristige didaktische Hilfeleistungen, in abgelegenen Hirtennestern der Küste entlang, in Dörfern zu Füßen der Berge, alle einander ähnlich in ihrer wilden Schönheit, ihren uralten Überlieferungen, ihrer Armut, «welche gewissermaßen die Eintönigkeit der Tage bis zum Rande füllte».

Bevorzugt kam Maria Giacobbe sich vor, als sie provisorisch an eine Volksschule für Erwachsene gerufen wurde (bei 12 700 Lire Monatsgehalt, ungefähr 90 Franken). Doch was später? Eine Vertretung nach der andern? Vielleicht in Örtlichkeiten ohne Arzt, ohne Hebamme, ohne Pfarrer, ohne Friedhof, wo die Lehrerin gelegentlich alle Ämter versehen muß, wo sie erklären muß, wer «Babbu — Mannu» (der «große Vater» und Schöpfer) ist und daß die Madonna, die Signora, deren Bild jedes Schulzimmer schmückt, mit der Gattin des Königs nichts zu tun hat.

Glücklicherweise erhielt sie wiederum eine Stelle bei Erwachsenen, in Oliena. Auch dort Armut und viel Tuberkulose. Dreißig Schüler: außer einem Sechzigjährigen junge Bauern und Hirten, zum Teil Väter kinderreicher Familien. «Die Kinder werden als eine Garantie für ein heitereres Alter bewertet.» Viele zwar sterben in den ersten Lebensjahren als Opfer der kläglichen Behausungen, des Zusammengedrängtseins in einem einzigen Raum, Küche, Wohn- und Schlafraum, für die Familie, für das Schwein, die Ziege und mehrere Hühner. Vor ihrer Schülerschaft war sie gewarnt worden. In etlichen solcher von jungen Lehrerinnen geführten Klassen hatten wüste Auftritte stattgefunden, mit Eingreifen der Carabinieri. Etwas bange bestieg sie das Katheder, um sich vorzustellen. Offenbar traf sie die rechte kameradschaftliche und doch achtunggebietende Note, so daß ihr von ihren Schülern und deren Müttern nur Freundliches erwiesen wurde. Müde von der Tageslast kamen die Analphabeten, manche von weit her, abends in die Schule. Der Jüngeren Hauptanliegen ist: schreiben lernen, um im Militärdienst mit dem geliebten Mädchen verbunden zu bleiben. Sobald es ihnen gelingt, ein paar Silben zu kritzeln, versuchen sie sich in Liebeserklärungen und unterbreiten sie der Lehrerin, die ihnen bereitwillig beisteht. Die meisten interessieren sich weder für Belehrungen über Hygiene und Moral noch für Verfassungslehre — solches lerne man aus dem Alltag —, sondern für Naturkundliches, Physikalisches, für Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Wie die Buchstaben, so sind manchen auch die Zahlen unbekannt, Arithmetik scheint ihnen etwas Abstruses und Unnötiges. Doch nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten macht ihnen das Rechnen, das Handhaben der vier Spezies viel Spaß. Besonders aber wird ihnen die Schulung zum Halt gegenüber dem als Ursache jeglichen Seins und Geschehens betrachteten «Schicksal». «Il Destino» ist die alles bestimmende Macht: «sie tötet die Haustiere, entsendet den Blitz auf die stolzesten Bäume des Obstgartens, läßt zwei junge Menschen, die sich lieben werden, einander begegnen, erreicht es, daß der Mandelbaum die Mandeln hervorbringt, der Ölbaum die Oliven, daß auf den Hügeln die Reben gedeihen und auf den Bergen die Eichen.» Die Schule entmächtigt das Schicksal, erzieht zur Selbstverantwortung, zur Selbstentscheidung. Nach und nach fühlen sich diese erwachsenen Schüler als Glieder einer Kulturgemeinschaft, in welcher die Menschen sich von den Tieren hauptsächlich kraft einer wichtigen Fähigkeit unterscheiden, «der Fähigkeit, das Wesen der Dinge und der Erscheinungen zu erfassen und auszudrücken».

Diese Feststellung beschließt das dritte Kapitel des reichhaltigen, durch Klarheit, Echtheit, Wahrhaftigkeit ansprechenden Buches. In den restlichen sieben weiß Maria Giacobbe den Leser immer intensiver in ihre Umwelt einzubeziehen, seine Teilnahme an ihrem Tun und Sorgen, ihrem Streben und Erringen, an ihrem Versagen und Nichtverzagen noch zu steigern. Im armseligen Bergdorf Fonni, 1000 Meter hoch, wird ihr eine dritte Elementarklasse anvertraut. Die Mehrzahl ihrer Schülerinnen leistet nebenbei in Häusern Bemittelter anstrengende Hilfsdienste, um wenigstens einmal im Tag den

Hunger stillen zu können. Trotz Doppelbelastung sind sie lernwillig, aufgeschlossen; bald schreiben sie schon recht gute Aufsätze, ganz Natürlichkeit, Unmittelbarkeit, auch wehe Weisheit, Fügung ins Unabwendbare. Die vielen daraus angeführten Stellen bieten Einblick in den Existenzkampf, in die Entbehrungen jener Bergbewohner und in die Gabe der Kinder, dennoch sich an diesem und jenem zu freuen, am fallenden Schnee zum Beispiel; die Gabe auch, sich in anderer Elend einzufühlen («Ich liebe den Sperling, weil er klein und arm ist» — «Ich möchte glücklich sein und alle Menschen glücklich machen»).

Dem kinderpsychologisch so ergiebigen Kapitel über diese Schriftstücke folgen ein paar rasche Seiten über Maria Giacobbes Erfahrungen bei den gesitteten Leuten in Bortigali («I benpensati a Bortigali»), wo sie zur Betreuung einer fünften Mädchenklasse vorgerückt war. Die Schülerinnen, nur allzu artig; ihre Aufsätze, trostlos brav und banal; die Bevölkerung, der Etikette ergeben. Um und um Unnatur und langweilige Mache. Inmitten der gar so liebenswürdigen Bortigalesen kommt sie sich vor «wie eine Distel unter Tulpen». Sie verlangt und erhält die Ernennung nach Orgosolo.

Die zweite Hälfte des Buches ist ihren mannigfachen Erlebnissen, Bestrebungen, Unternehmungen in diesem ausgedehnten urprimitiven Bergweiler gewidmet, wo sie sogleich den der Banditenfamilie Tandeddu zugehörigen Erstkläßler Pietro besonders ins Herz schließt. Dem Leser sei nur weniges vorweggenommen von all dem Ergreifenden, Bedrückenden, zuweilen auch Drollig-Naiven und hinwiederum sonderartig Erbaulichen, Zukunftsträchtigen, das Maria Giacobbe dort oben erfährt. Aus Ruhebedürfnis, Passivität, aus Enttäuschung, Entkräftung, aus Angst vor der in den sardischen Dörfern grausam geübten Kritik bewegen sich in Orgosolo allzu viele, als getreue Nachahmer der Ahnen, auf den seit Jahrhunderten vorgezeichneten Geleisen. Noch langehin werden die Kinder in ihren baumwollenen Kitteln vor Kälte zitternd zur Schule kommen, werden mittags nicht um ein warmes Gericht zu Tisch sitzen, sondern ambulando sich mit einem Stück Brot und etwas «companatico» (Zuspeise) begnügen, wird die Milch für sie ein Luxus sein, das Bett eine «beschämende Verweichlichung» (nur den Mädchen ist eines gegönnt, die Knaben schlafen auf Binsenmatten); noch langehin werden sie sich nach Spielzeug sehnen, nach Märchen, nach Poesie, werden die älteren wohl, trotz christlicher Lehre in Schule und Kirche, zur Wiedervergeltung, zur Vendetta, erzogen, werden wohl die Erwachsenen im Mißtrauen gegenüber Recht und Gesetz verharren. Und doch, auch dort hinauf — der Krieg hat das Seine dazu beigetragen — dringt der Windstoß des Neuzeitlichen, dringt die Maschine, dringen, wenn auch langsam, neue Ansichten, Aussichten, Verdienstmöglichkeiten. Auf der Straße, vor dem Schulhaus, zieht in mächtiger Staubwolke ein Traktor vorüber. Die Buben eilen ans Fenster und grüßen ihn mit Begeisterung. «Was werdet ihr später einmal sein?» Bis anhin lautete die Antwort auf solche Frage: «Hirten werden wir sein.» Prompt aber lautet sie nunmehr: «Traktorführer!» «Warum nicht? Meine Buben — neue Männer sollen sie sein: uomini nuovi dell'antica Sardegna.»

So klingt das sehr bezeichnend «Questa è la mia gente» betitelte Schlußkapitel aus, das man, wie die drei andern Maria Giacobbes Wirksamkeit in Orgosolo betreffenden, immer wieder lesen mag. Besonders die Seiten über den Schüler Giovanni Piras, genannt Don Coco, nehmen uns gefangen. So lieb und eifrig und eigenartig er ist, seine Leistungen — Gerechtigkeit über alles — reichen nicht aus zur Promotion in die nächste Klasse, und es grämt, es quält sich darob die mütterliche Pädagogin. Indes, am letzten Schultag, schlägt sie ihren Kleinen vor, ein illustriertes Aufsätzchen über ein selbstgewähltes Thema zu schreiben. Da überragt, überstrahlt Don Coco alle andern mit einer knappen, verblüffend eindrücklichen Schilderung von Sonne und Mond. Übernommen ist die Lehrerin, ja aufgewühlt. Feinfühlig versteht sie es, Don Cocos seltsame Zeilen auszudeuten, darzutun, aus wie tiefem Erleben, leid- und freudvollem, diese Zeilen emporblühten. Und sie kann, sie muß ihn promovieren. Auch da, wie so oftmals, verrät sie einen unbeirrbaren Spürsinn für das Verborgene, Wesentliche, Entscheidende.

Maria Giacobbe macht es einem nicht schwer, ihrem Tagebuch eine starke Nachfrage zu prophezeien. Die einfache Sprache empfiehlt es auch solchen Lesern, die über nur bescheidene Kenntnisse des Italienischen verfügen. Einfach und schmucklos, aber durchaus nicht poesielos ist diese Sprache, und ihr eignen gewinnend persönliche Töne. Der begabten beherzten Verfasserin möchte man bald wieder im Druck begegnen. Ihr Erstlingswerk — ganz Dichte, ganz innere Fülle — läßt bedeutsame, ans Licht drängende Reserven vermuten, deren Gestaltung im Wort wir freudig erwarten.

Elsa Nerina Baragiola

In Paul Geheebs Ecole d'Humanité

1957 3 in +

Im Berner Oberland, in dem weitverstreuten Bergdorf Goldern, auf blumigen Wiesen und im nahen Anblick der grandiosen Schneegipfel des Wetterhorns und der Schreckhörner, liegen drei große Schweizer Holzhäuser, in welchen es von geschäftigen Kindern wie in einem Ameisenhaufen wimmelt. Hier hat der durch seine Odenwaldschule bekannte Pädagoge Geheeb, neben Hermann Lietz und Gustav Wyneken einer der ersten Begründer von Landerziehungsheimen in Deutschland, mit 22 Mitarbeitern seinen Arbeitsplatz gewählt. Er nannte ihn Ecole d'Humanité und übersetzt das mit «Schule der Menschheit», ein Kern und ein Programm zugleich.

80 Schüler, Kameraden genannt, davon ein Drittel Mädchen, von 6 bis 18 Jahren aus 14 Nationen, leben und arbeiten hier zusammen. Kein Lärm, kein Geschrei, wie es meist als Befreiungsfanfare vom Schul- und Erziehungszwang zu ertönen pflegt, erhebt sich hier, sondern es fällt auf, wie ruhig und selbstverständlich sich alles vollzieht, wie gelöst und glücklich der Ausdruck der Gesichter und wie hier im Sinne echter Humanität groß und klein, schwarz und weiß, europäische, afrikanische, amerikanische Kinder zusammen leben und arbeiten.

Unterrichts- und Umgangssprache ist Deutsch, ausländische Kinder werden in Kursen auf diese Sprache und auf deutschsprachige Lehrbücher umgeschult, was meistens in 2 bis 4 Monaten gelingt. Bis zu diesem Zeitpunkt benutzen sie weiter noch ihre bisherigen Lehrbücher und nehmen am allgemeinen Unterricht teil, bis sie ihm voll folgen können. Hier wird, im Gegensatz zu der höchst unerfreulichen Praxis vieler öffentlichen Schulen, welche zum geistigen und seelischen Schaden neuhinzukommende Kinder von der Aufnahme ausschließen, wenn sie nicht völlig die gleiche Vorbildung besitzen (es fehlen manchmal nur fünf Lektionen Fremdsprache oder ein Dreiwochenpensum in Mathematik), arbeitswilligen Kindern — und das ist meiner Erfahrung nach jedes gesund reagierende und verständig geleitete Kind — die Chance geboten, sich selbst das Tempo und die Stoffmenge zu wählen, in welchem sie nachholen wollen.

Die organisatorischen Voraussetzungen sind dafür denkbar günstig. Denn Paul Geheeb ist seiner vor mehr als 40 Jahren gewählten Unterrichtsform treu geblieben: der Aufteilung des Stoffgebietes in Monatskurse. Das bedeutet, daß im Interesse der Konzentration des Kindes und der stofflichen Vertiefung statt der Vielzahl der Fächer während eines Monatsabschnittes nur ein, zwei oder drei Fachgebiete bearbeitet werden. Diese Gebiete sind von den Mitarbeitern in einem notwendig erscheinenden Turnus gewählt und werden nach Art und Umfang am schwarzen Brett bekannt gegeben, und die Kameraden schreiben sich für die Teilnahme ein, wobei sie auch von einem selbstgewählten Mitarbeiter beraten werden können. Hierdurch ist die Möglichkeit geboten, Stoffgebiete besonderen Interesses sich frei zu wählen, gleichzeitig die weniger beliebten nicht zu vernachlässigen. Es gibt keine Einteilung in Klassen, sondern der Unterricht erfolgt in Gruppen von 6 bis 12 Kameraden gleicher Reife, aber oft ungleichen Alters. So kann derselbe Schüler in Mathematik einer höheren Gruppe, in Deutsch einer niederen Gruppe angehören und irgendwann bei Leistung einen Übergang vollziehen. Es sind zum Beispiel gleichzeitig drei Englischkurse verschiedenen Niveaus und für eng-